

Literatur.

Zur Orientirung über die gemischten Ehen in Oesterreich und andere damit verwandte Fragen, von Prof. Dr. Josef Feßler. Wien. Karl Gerold's Sohn. 1861.

Indem wir dieses neueste Werkchen des gelehrten Professors des Defretalenrechtes an der Wiener Hochschule zur Anzeige bringen, kann unsere Absicht nicht sein, dasselbe einer Beurtheilung zu unterziehen. Es soll nur auf seinen Inhalt hingewiesen werden. Die Frage über gemischte Ehen ist darin nicht für den praktischen Seelsorger erörtert, was ohnehin schon vielfach geschehen ist, und ist auch nicht so allseitig erörtert, wie einst von Dr. Rutschker in einer vielfach noch andern Zeit und zu anderm Zwecke geschehen ist. Es sollen darin für den, welcher bei ob-schwebenden Fragen ein Wort mitzusprechen hat und in redlicher Absicht eines mitsprechen will, leitende Punkte, um sich richtig zu orientiren, gegeben und richtige Grundsätze dargestellt werden. Das Büchlein wird Jene zu Gegnern haben, welchen die Selbstständigkeit und das Recht der Kirche gleichgiltig, wo nicht gar verhaßt ist.

„Es gab Zeiten, beginnt der Verfasser, wo große Staaten es sich zur Ehre rechneten, und als eine Grundbedingung ihrer Blüthe ansahen, katholische Mächte zu sein, das heißt, nach Außen mit der größten Sorgfalt die katholischen Interessen zu überwachen und mit ihrer ganzen Kraft zu beschützen, im Innern

aber der katholischen Kirche eine bevorzugte Stellung zu gewähren und mit aller Kraft sie aufrecht zu halten."

"Doch die Zeiten ändern sich. Heut zu Tage gibt es in Europa wohl noch Großmächte, die frei und offen bekennen, eine protestantische Macht zu sein, und daher gegen jede wirkliche oder scheinbare Beeinträchtigung protestantischer Interessen auch in fremden Ländern energisch auftreten, im Innern aber ihre alte Staatskirche ungeschont und thatkräftig erhalten. Dagegen gibt es kaum noch eine europäische Großmacht, welche den Muth hätte zu sagen: „Ich bin eine katholische Macht und werde demgemäß handeln.“ Statt dessen ist Freiheit und Gleichheit auf ihre Fahne geschrieben, namentlich in religiösen Angelegenheiten."

"Es ist nicht die Aufgabe dieser Schrift zu untersuchen, wie das gekommen sei, und ob es Oesterreich zum Heile gereichen werde. Es ist nun einmal so."

"Aber wenn man die Zeiten nimmt, wie sie sind, tritt eine andere Frage sehr in den Vordergrund. In solchen Zeiten muß nämlich die katholische Kirche, das heißt, jeder katholische Christ (denn alle katholischen Christen zusammen machen ja eben die katholische Kirche aus) wohl Acht geben, daß bei dem deutlichen Streben, Alles gleich zu machen und daher alle Vorrechte der katholischen Kirche abzuschaffen, nicht mit den Vorrechten auch die einfachen und unveräußerlichen Rechte der katholischen Kirche hinweggerissen werden. Das ist eine Gefahr, die sehr nahe liegt, und das innerste, tiefste Heiligthum des Menschen bedroht; die Gefahr liegt um so näher, je weniger Verständniß für die eigentliche Bedeutung der religiösen Fragen oft bei den Stimmführern des politischen Lebens gefunden wird."

"Die Fragen, um die es sich gegenwärtig bei uns in erster Reihe handelt, betreffen die gemischten Ehen, die Erziehung der Kinder aus gemischten Ehen, endlich den Uebertritt von der katholischen Kirche zu einer der anerkannten christlichen Konfessionen, und umgekehrt."

„Bevor wir diese Gegenstände einzeln durchgehen, ist es jedoch nöthig, einige allgemeine Vorbemerkungen voranzuschicken, welche für alles Folgende gewissermaßen die Unterlage bilden.“

I. Allgemeine Vorbemerkungen.

Der Verfasser setzt voraus, daß er es bei Erörterung seiner Fragen mit gläubigen Christen zu thun habe. Für diese ist es ein Hauptgrundsatz, daß Jesus eine Summe von Wahrheiten offenbarte, die alle Menschen annehmen sollen. Wahrheit und Irrthum schließen sich gegenseitig aus, jene bekämpft diesen. — „Der Standpunkt der Gleichgiltigkeit gegen die Wahrheit ist eben so unwürdig des Christen wie des Menschen; beim Christen zeigt er den bereits innerlich eingetretenen Abfall vom Christenthume, für den Menschen ist dieser Standpunkt eine Schande, die er seiner eigenen Vernunft anthut, deren höchstes Gut und größte Auszeichnung doch nur die Wahrheit ist.“

Pflicht eines jeden Menschen ist, der Wahrheit zu huldigen; der Gesetzgeber eines Staates, ihre Macht zum Dienste der Wahrheit zu gebrauchen. — Unter der Maske der Freiheit für die Einen — für die verschiedenen christlichen Konfessionen — darf nicht etwa ein neuer Druck für die Andern einschleichen. Die „Gleichheit vor dem Gesetze“ fordert, daß jeder Theil nach seinen eigenen religiösen Grundsätzen behandelt werde. — „Aber wo in einzelnen Handlungen sich diese Gebiete berühren und daher auf dieselbe Handlung von der einen Seite diese, von der andern Seite jene Grundsätze anzuwenden kommen und diese Grundsätze einander geradezu widersprechen, da beginnt erst die ungeheuerere Schwierigkeit einer beide Theile zufrieden stellenden Ausgleichung, und diese Schwierigkeit ist unlösbar, wenn nicht der eine Theil seine Grundsätze aufgibt. Dieses Aufgeben kann aber die Staatsgewalt nicht befehlen; sonst verletzt sie schwer den von ihr aufgestellten Grundsatz der Freiheit. Sie kann es nur der Freiheit beider Theile selbst überlassen, welcher von beiden seine Grundsätze aufgeben wolle, und die Folgen, welche die

Sache auf dem Gebiete des Geistes für ihn haben mögen, ihm selbst überlassen. Das auf solche Art freiwillig eingegangene Rechtsverhältniß auf gleicher Grundlage wird sie dann (so weit es ihr möglich ist) in seinem äußerlich rechtlichen Bestande schützen und aufrecht halten.“

II. Die gemischten Ehen.

Dem Katholiken ist die Ehe Sakrament, unauflösbar, dem Protestanten aber nicht. Daher Schwierigkeit der gemischten Ehen und noch mehr im Zusammenleben. Aktive, passive Assistenz. Eine Aenderung der nun in Oesterreich bestehenden Weise, die gemischte Ehe vor dem katholischen Pfarrer einzugehen, wäre verlegend für den Katholiken, und ist nicht nöthig für den Protestanten.

Besondere Aufmerksamkeit wird zugewendet der Frage, ob die gemischte Ehe unauflösbar sein soll oder nicht. Im zweiten Falle ergäbe sich eine große Ungleichheit. Eine Rechtsgleichheit ergibt sich nur, wenn der Protestant, der es kann, auf sein Recht verzichtet; denn der Katholik kann, ohne aufzuhören, es zu sein, die Ehe nicht für auflösbar halten. — Was die Gerichtsbarkeit über gemischte Ehen betrifft, ist kein Grund vorhanden, die in der Anweisung für die geistlichen Gerichte festgesetzte zu ändern, um so mehr, da es nach dem Protestantengesetze vom 8. April 1861 an einer verlässlichen „Feststellung des materiellen und formellen protestantischen Eherechtes“ noch fehlt.

III. Die Erziehung der Kinder aus gemischten Ehen.

Die Revers und deren Schutz durch den Staat werden gerechtfertigt. „Wenn ein Staat den bisher gewährten Schutz der Kirche entzieht, bleibt ihr nichts Anderes übrig, als daß sie sich selbst mehr schütze, als sie bisher für nöthig erachtete, das heißt, daß sie zu ihren eigenen schärferen Mitteln auf dem ihr eigenthümlichen Gebiete gegen die ihr unterstehenden Brautleute und Ehegatten greife, wodurch sie im Stande und für den

äußersten Fall auch verpflichtet ist, die Wahrheit und das Seelenheil ihrer Kinder kräftig in Schutz zu nehmen."

"Es fragt sich sehr, ob dann die Klagen und Schwierigkeiten, denen man etwa durch eine Abänderung der oben angeführten Geseze abhelfen will auf Kosten der katholischen Kirche, für die Regierung nicht vermehrt, statt vermindert werden."

"Weise, umsichtige Gesetzgeber werden gut daran thun, diese nothwendigen Folgen einer solchen Abänderung bei Zeiten zu bedenken, bevor es zu spät ist, und jener Kampf der Nothwehr von Seite der Kirche beginnt, der nie ohne große Erschütterungen abläuft, und eben deshalb von besonnenen Staatsmännern, die es mit dem öffentlichen Wohle redlich meinen, als nicht im Interesse des Staates liegend, möglichst gemieden zu werden pflegt."

IV. Uebertritt von der katholischen Kirche zu einer der christlichen Konfessionen und umgekehrt.

Dieser Uebertritt muß frei stehen, kann aber da, wo er aus offenbar unlautern Motiven geschieht, selbst der Staatsgewalt nicht gleichgiltig sein. Diese kann auch verlangen, daß jeder Uebertritt evident gehalten werde.

"Fassen wir alles Gesagte zusammen, so ergibt sich, daß die jezt bestehende gesetzliche Ordnung des Verhältnisses der katholischen Kirche zu den nicht katholischen christlichen Konfessionen in Betreff der gemischten Ehen, der Kindererziehung aus solchen Ehen und des Uebertrittes von einer Religion zur anderen in Oesterreich so beschaffen ist, daß er noch mit den Grundsätzen der katholischen Kirche sich vereinigen läßt, daß aber die katholische Kirche bereits an den äußersten Punkt möglicher Nachgiebigkeit gelangt ist. Wollte man nichts desto minder diese Geseze mit Verletzung der Grundsätze der katholischen Kirche zu Gunsten der Protestanten ändern, so würden, wie jezt die Protestanten über Einiges, was ihnen nicht recht ist, klagen, dann die Katholiken ihre Klagen über Rechtsverletzung laut und kräftig und mit vollem Grunde erheben."

Wenn wir vom Anfange Jene nannten, welche eo ipso Gegner dieses Werckens sein werden, brauchen wir zum Schlusse Jene nicht zu nennen, denen es eine willkommene Gabe sein wird. R.

Das christliche Mädchen. Ein Lesebuch für Schule und Haus, von J. Ming, gewesenem Pfarrer und Schulinspektor. Freiburg im Breisgau. Herder'sche Verlags-handlung. Preis der Schulausgabe ungebunden 6 Sgr. = 18 fr.

Vorliegendes Buch, bestimmt zum Andenken für christliche Mädchen, entspricht seinem Zwecke. Die Haupttugenden des guten Mädchens: Unschuld, Gottesliebe, Liebe zur Mutter Gottes, den Engeln und Heiligen, und zur heil. Kirche, Demuth, Gehorsam, Andacht und Frömmigkeit werden in väterlich freundlicher Weise empfohlen, in Geschichten aus dem Leben der Heiligen veranschaulicht, in Gedichten, die sich wohl zum Auswendiglernen und Deklamiren eignen, in kurzen Denksprüchen, die sich geläufig machen lassen, um zur rechten Zeit im Gedächtnisse munter zu werden und zur Zeit der Versuchung ihr: Halt, wer da? zu rufen, ans Herz gelegt. Das Mädchen in der Kirche lernt dann die Bedeutung des Gotteshauses, sein Verhalten beim Gottesdienste, der heiligen Messe, der Predigt und Christenlehre, beim Empfange der heiligen Sakramente, dem häuslichen Gebete, den Werth der guten Meinung, der Gewissensforschung, der innern Sammlung in der Einsamkeit; das Mädchen im Vaterhause seine Pflichten gegen Eltern, Lehrer, Seelsorger, Geschwister, Dienstboten, den Werth des Vaterhauses, seine Arbeit im Reichthume oder in der Armuth; Alles mit Beispielen aus dem Leben der Heiligen belegt; das Mädchen in der Schule den Werth der Schule, des Religions-Unterrichtes, des Lesens guter Bücher, des Verderbens, das aus schlechten Büchern geholt wird und oft bis ins späte Leben sich fortpflanzt, der Werth des Schreibens, Rechnens und anderer Kenntnisse. Hier wird mit gutem Fug die Ver- bildung, die in irreligiösen Pensionaten geholt und ins Leben

übergetragen so traurige Früchte bringt, in einer schönen Geschichte von Conscience vor Augen gestellt. Aus dem engen Schulgebäude heraus wird dann das Mädchen in die Schule der Natur geführt, die sicher an der Hand der Religion durchwandert viel des Nützlichen, Lehrreichen und Angenehmen zu bieten vermag, immer aber ein Fingerzeig gegen Himmel sein und bleiben soll. Dann kommt die Schule des Lebens, in der die beste Freundin immer die Gottesmutter sein wird, die nicht täuscht und nicht trügt, während man sich die andern Freundinnen vorerst beschauen soll, die Pflichten gegen den Nächsten, Feindesliebe, Wachsamkeit gegen Verführer, Freundlichkeit, Höflichkeit, Bescheidenheit, Verschwiegenheit, Aufrichtigkeit, Treue, Barmherzigkeit und ihr Gegensatz, gutes Beispiel und Sorge für Anderer Seelenheil. Zuletzt des Mädchens Pflichten gegen sich selber: Selbsterkenntniß, Selbstachtung, Werth der Jugendzeit, Sorge für die Gesundheit, Warnungen in Bezug auf Leibes Schönheit, glänzende Geistesgaben und Glücksgüter, Trost bei Armuth, geistigen und Körpergebrechen; Wahl des Lebensberufes — Pflichten der Hausfrau und der Ordensperson. — Der reiche Inhalt, die herzliche Sprache, der Wechsel zwischen Lehre, Geschichten und Gedichten, Alles vom katholischen Geiste eingegeben und durchzogen, empfehlen das Buch.

Legende von Alban Stolz, 2. und 3. Band. Freiburg im Breisgau. Herder'sche Verlagsbuchhandlung 1859. Preis 1 fl. 48 fr. pr. Band.

Dem Lobe der Stolz'schen Legenden addidisse aliquid, decerpisse est. Da ist jede Legende selber ein Bild, das den Lockvogel der Holzschnitte, bei denen wie z. B. in der Ott'schen Legende die Figuren mit ihrem Lockengethürme eben aus einer Pariser Friseurbude gekommen zu sein scheinen, recht leicht vermissen läßt. Bei jedem Heiligen wird besonders Eine Tugend hervorgehoben, um die sich wie um den Stamm das Leben desselben wie ein traubenreicher Weinstock schlingt — Alles in einer

frommen, herzlichen Sprache, ohne alle Schärfe, die in den Kallendern auch besser an ihrem Plaze ist. In vielen Legenden ist der treuherzige naive Bericht irgend einer alten Legende zu Grunde gelegt und redet um so eindringlicher zum Herzen, z. B. bei der heiligen Afra, dem heiligen Alexius, dem seligen Bruder Jan und Anderen. Möge diese Legende, wie es bei dem seligen Kolumbini der Fall war, in vielen Christenseelen ein fruchtbares Senfforn werden, das wächst, gedeiht und Frucht bringt. An Gottes Gnade und Willen fehlt es nicht, daß du, mein Christ, auch einmal den Stoff zu einer Heiligenlegende lieferst, es liegt nur an dir und vielleicht soll gerade das Lesen dieser Legende der Funke werden, an dem in deinem Herzen die Flamme des heiligen Lebens sich zu entzünden bestimmt ist.

Die Kirche der Väter. Bilder aus dem Leben und Schriften der Väter des vierten und fünften Jahrhunderts. Von J. H. Newman. Uebersetzt von D. J. Kaiser. Köln 1859. Druck und Verlag von J. P. Bachem.

Newmann, von dem D. Brownson in: „Onkel Jack und sein Nefte“ sagt, er sei einer jener starken synthetischen Geister, welche die Wahrheit in ihrem tiefsten Grunde erfassen und sie in ihrer lebendigen Einheit betrachten — und deren unsere Zeit am meisten bedürftig sei — liefert in seiner: Kirche oder Bildern aus dem Leben und Schriften der Väter des 4ten und 5ten Jahrhunderts eine Streitschrift, die es wünschenswerth macht, daß alle andern Streitschriften von eben dem Geiste der Liebe und Sanftmuth durchdrungen wären, die sie auszeichnet; er bleibt darum den Gegnern nichts schuldig, ja indem er das, was sie als menschliche Schwäche hervorheben, eben als menschliche Schwäche gelten läßt und gern eingesteht, daß selbst die Leuchten der Kirche Menschen und sich dessen selbst am besten bewußt waren, windet er den Gegnern die Hauptwaffe aus der Hand. Sie, die immer auf die ersten Jahrhunderte der Kirche sich berufen und dort ihr

Geschoß gegen die katholische Kirche unserer Tage holen, sehen hier die großen Gestalten jener Jahrhunderte gerade als die ersten Verfechter des katholischen Dogmas, Vollbringer ihrer Sittenlehre und evangelischen Rätke vor sich und das zwar aus ihren eigenen Briefen und mit ihren eigenen Worten dargestellt, und nicht etwa in roher und ungebildeter Sprache, sondern in der zartesten und feinsten, die manch' einem jetzigen Redner wohl kaum zu erreichen gelingen dürfte. Gregors von Nazianz sinnige Gedichte, die schon „in den Reisen eines Irländers“ als Proben und Beweise sich finden, sind eben so viele Zeugnisse für den katholischen Glauben und katholisches Leben als duftige Blüthen heiliger Poesie. Für den Katholiken aber sind diese Bilder eben so belehrend als trostreich, er sieht seine Kirche auch damals im Kampfe, bald siegend, bald unterliegend, auch dort wie jetzt hat sie, wie Newman sagt, bald nach angestimmtem Te Deum wieder Grund zu ihrem Miserere zurückzukehren. Ihm werden auch seine Heiligen um so lieber, je näher sie ihm der Verfasser rückt, je mehr er sie in all' ihrer Liebenswürdigkeit und ihrem Eifer, anderseits wieder in ihren Schwächen hinstellt. Dieß gilt besonders von den ersten fünf Kapiteln, wo Basilius und Gregor von Nazianz zusammen geschildert sind. Als Gegensatz dieser Heiligen, die Säulen der Kirche waren, folgt dann die Schilderung eines traurigen Ereignisses, wie jedes Jahrhundert der Kirche sie aufzuweisen hat, nämlich des Falles des Apollinaris, der aus einem Vertheidiger der Wahrheit durch den Hoffartsteufel in ihren Gegner verwandelt wird; er lehrte nur und wollte nicht hören und darum ward ihm nicht verziehen. Der erste Mönch Antonius zuerst als Kämpfer und zwar gegen die bösen Geister, welcher Kampf seine gerechtfertigte Erklärung, so wie der Vorwurf der Schwärmerei seine Abfertigung findet, und dann in seiner Ruhe mit seinem felsenfesten Glauben, seiner Freundlichkeit, seinem klaren Verstande, seiner Demuth und all' seiner segensreichen Wirksamkeit tritt uns nun entgegen, geschildert nach der Biographie des Athanasius, an dem er, als Franz von Assisi, seinen Bonaventura

gefunden. — Mit der hellstrahlendsten Leuchte Afrika's sollte auch die Kirche dort selbst in Nacht und Dunkel sinken, durch die Vandalen, harrend des kommenden Tages, und so stellt uns das nächste Kapitel den heil. Augustin vor, wie seine brechenden Augen am einstürzenden Gebäude haften und die letzten Herzensschläge durch die Angst um die anvertraute Herde beklemmt wurden. Dort findet auch die Frage ihre Beantwortung: Ob und wann der Hirt fliehen darf, wenn der Wolf kommt und die Herde zerstreut wird, welche in unsern Tagen auch ihre praktische Bedeutung gefunden hat und wohl noch in ausgedehnterem Maße finden wird. Augustins Bekehrung, wie er in seinen Konfessionen sie niedergelegt, für den, der sie zum ersten Male liest, sicher erschütternd und wenn er im gleichen Ringen sich abquält, nie ohne heilsame Wirkung, sobald er nur so weit gekommen, sie zu lesen; für den, der sie zum hundertsten Male liest, immer noch lehrreich und ergreifend, füllt das zehnte Kapitel — und wieder ist es ein Ordensmann, denn dazu machte sich Augustin, dem auch der Feind des Christenthums weder Bildung noch Gelehrsamkeit, noch die eingreifendste und heilsamste Wirksamkeit absprechen wird. Ihm stellt sich eine Zeitgenossin zur Seite, die am Hochzeitstage im Brautschmucke sich zu den Füßen der Mutter und Ahnen wirft, flehend dem Herrn sich weihen zu dürfen, also eine gottgeweihte Jungfrau, für die der Protestantismus als Ersatz „die alten Jungfern“ hat und einen etwas ranzigen Beigeschmack damit verbindet. Sowie er die Ehe ihres heiligen Charakters entkleidete, so auch die Jungfräulichkeit ihrer Würde, er hat kein Verständniß dafür, daß man Gott etwas geloben, ihm zu Liebe der Weltfreude entsagen und etwas Höherem ein Opfer bringen könne, als ihr. Unsere Zeitungen in dem katholischen Wien, deren Redakteure sich als gute Katholiken ausgeben, sind über ihn hinausgeschritten, als sie in den gehegten Wiednerschwestern nichts als Köchinnen fanden. Der heilige Verkehr, der zwischen dieser Jungfrau, ihrer Mutter und Großmutter und den heiligen Bischöfen sowie dem Einsiedler Hieronymus stattfindet, wie sie gemeinsames

Interesse an der Kirche und dem Seelenheile miteinander verknüpft, ist gewiß lehrreich. Wir möchten aber die Augen einer vornehmen Dame von Heute sehen, wenn der Brief des heiligen Hieronymus an sie gerichtet wäre, worin ihr die Lesung der heil. Schrift, das Fasten, der demüthige Gehorsam eingeschärft wird. Andererseits tritt auch der mächtige Einfluß, den von jeher heilige Frauen auf die Förderung der heil. Kirche hatten, lebendig hervor und daß die heil. Kämpfer jener Zeit ihn wohl zu schätzen und zu nützen wußten. Den Schluß macht die Biographie des Apostels von Gallien Martinus und sein Verkehr mit dem Usurpator Maximus. Der wohl mit dem Umgange mit den Großen des Himmels, aber nicht denen der Erde vertraute Einsiedler, den nur Mitleid und Erbarmen an den Hof bringt und der sicher keine größere Sehnsucht kennt, als in der Felsenhöhle seines Klosters sich verbergen zu können, kommt vom Hofe nicht ohne Gewissensbisse und beklagte sich später bitter, daß es ihm, seit er dort gestrauchelt, mit dem Wunderwirken nicht mehr so gut gelinge. Und doch hat der Felsenbewohner von Marmoutier sicher mehr geleistet für Civilisation, als alle anglikanischen Bischöfe und Erzbischöfe zusammengenommen sammt allen, die jetzt dieses Wort als Sturmbock gegen den Kirchenfelsen gebrauchen. — Das Buch ist eben so lehrreich als gemüthlich und interessant, und es wäre nur zu wünschen, daß Viele, die einen ordentlichen Horror vor aller streng katholischen Literatur sich angelesen, die Selbstverläugnung besäßen, es aufzumachen. Pg.

Vorträge und Reden, zumeist an der katholischen Universität zu Dublin gehalten von Dr. J. H. Newmann, Superior der Oratorianer in England. Mit Genehmigung des Verfassers übersetzt von G. Schündelen, Pfarrer in Spellen. Köln 1860. Druck und Verlag von J. P. Bachem.

Vorliegende Vorträge und Reden des berühmten englischen Theologen geben sich, wie der Verfasser selbst bemerkt, von vornherein als durch besondere Gelegenheiten hervorgerufen zu er-

kennen, so daß man sie nicht so ganz „als ein Werk des freien Entschlusses, vielmehr als das Ergebnis des Zusammenwirkens äußerer Verhältnisse betrachten möge.“

Die ersten acht wurden in der Universitätskirche zu Dublin gehalten; die 9. bei der Installation des ersten Bischofes zu Birmingham; die 10. während der ersten Provinzial-Synode; die 11. zu Birmingham bei Gelegenheit der ersten Diözesan-Synode; die 12. im Oratorium zu Birmingham; die 13. bei Eröffnung der philosophischen Fakultät zu Dublin; die 14. bei Eröffnung der medizinischen Fakultät zu Dublin; die 15. war bestimmt vor den Studierenden der Naturwissenschaften gehalten zu werden.

Die strenge Wissenschaftlichkeit wie die tiefe Gründlichkeit der Schriften des Dr. Newman sind so allbekannt, daß es darüber eines Wortes nicht weiter bedarf. Der Verfasser versteht es aber auch als Redner, daß dasjenige, was er zur Belehrung des Verstandes und zur Einwirkung auf das Gemüth und den Willen erdacht hat, mittelst der sprachlichen Darstellung die Phantasie des Zuhörers oder Lesers fessele und mit sanfter Gewalt in seine Seele einfließe. Der rednerische Styl ist reich im Ausdrucke, kühn und kraftvoll. Schöne Zeit- und Sittengemälde, vortreffliche Charakter-Schilderungen sind eine wahre Würze dieser Vorträge, die wir gerne in den Händen der Religionslehrer, besonders an höheren Bildungsanstalten, aber auch in den Händen eines jeden gebildeten Laien sehen möchten. Gewiß hat der Verfasser durch diese „Vorträge“ der Sache des Katholizismus einen würdigen Dienst geleistet und der Uebersetzer sich ein Verdienst erworben, daß er dieses Ferment auch in unsere Gegenden verpflanzt hat.

Wir glauben am besten zu thun, wenn wir statt jeder weiteren Anpreisung hier zuerst den Inhalt des Werkes anführen; dann ein paar Vorträge kurz skizziren; und endlich einige Stellen wörtlich wiedergeben.

Inhalt.

1. Wissenschaft und Frömmigkeit. 2. Pharisäismus der Religion der Welt. 3. Vom Harren auf den Heiland. 4. Vom

stillen Wirken der göttlichen Gnade. 5. Von der Empfänglichkeit für den Glauben. 6. Die Allmacht in der Knechtschaft. 7. Grundzug im Charakter des heiligen Paulus. 8. Des heiligen Paulus Gabe des Mitgefühles. 9. Christus auf den Wassern. Erster Theil; zweiter Theil. 10. Der zweite Frühling. 11. Ordnung, das Zeichen und Mittel der Einheit. 12. Die Mission des heiligen Philippus Neri I. und II. Theil. 13. Das Christenthum und die klassischen Studien. 14. Das Christenthum und die Naturwissenschaften. 15. Das Christenthum und die wissenschaftliche Forschung.

I.

Wissenschaft und Frömmigkeit am Feste der heiligen Monika.

Euf. 7, 12, als Vorspruch.

Der menschliche Geist kann hauptsächlich nach zwei Seiten betrachtet werden, in seinem Denken oder Erkennen, und in seinem Wollen. Als denkendes oder erkennendes Wesen hat er es mit Wahrheit zu thun, als wollendes mit der Pflicht. Die höchste Ausbildung der Erkenntnißkraft nennt man Weisheit und Verstand; — die Vollendung der sittlichen Kraft aber heißt Tugend. Da ist nun ein großes Unglück, daß, wie die Sachen einmal liegen, diese zwei von einander getrennt und beiderseits selbstständig erscheinen; wo das Denken seine Kraft entfaltet, da fragt man nicht nach der Tugend, und wo Rechtsinn und sittliche Größe sich finden, da begehrt man nicht hohen Verstandes. So war es nicht von Urbeginn. Wir sollen wachsen in demselben Maße in der Erkenntniß, wie wir wachsen sollen in der Tugend.

Der heilige Stuhl und die katholische Kirche wollen wieder einigen, was Gott verbunden im Urbeginne, was die Menschen auseinandergerissen haben. Insbesondere ist dieß eine Hauptaufgabe, die sich die katholische Universität, als eine andere Monika — als eine alma mater gestellt hat. —

IV.

Vom stillen Wirken der göttlichen Gnade.

Luf. 17, 20. 21.

Das Reich Gottes kam und machte seinen Weg ohne Gepränge — zum Gegensatze aller anderen Reiche, welche die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen suchten. Der Grund davon ist, weil nicht Leiber, sondern Herzen zu erobern waren. Das war nicht zu bewirken durch einen Angriff von Außen, sondern durch eine innere Kraft. Zwar hat auch das Reich Christi, weil es, ob schon nicht von der Welt, aber doch in der Welt ist, seine sichtbare Gestaltung, hat nach außenhin Glück und Unglück, hat eine Geschichte wie die Einrichtungen dieser Welt ic. Aber es breitete sich aus durch Gottes Macht, durch innere Heimsuchung und Bewältigung der Herzen; es breitet sich äußerlich aus über die Erde, weil es innerlich uns erfasst — zur Verwunderung Vieler, welche, weil sie nur auf natürliche Ursachen sehen, dieß nicht begreifen können. Ja, die Kirche selbst wird oft überrascht durch das Walten der Gnade, wie sie „ohne Gepränge“ in wunderbarer Weise Schaaren von Kindern nach den verschiedensten Seiten hin ihr zuführt, wie dieß die Geschichte bis auf unsere Tage bestätigt. Besonders sind Deutschland und England, die Hauptsitze ihrer Feinde, so recht der Schauplatz vieler unerwarteter Befehrungen. Viele, durch die Macht der Gnade gezogen, neigen sich hin zur Kirche, unter welcher man sich jedoch nicht bloß zu denken hat ein äußerliches, stattliches Bauwerk — (das ist nur ihr sichtbarer Theil), — sondern eine Gesammtheit von Seelen, die miteinander Eins geworden sind durch Gottes unsichtbare Gnadenwirkung, wiewohl diese Gnade durch sichtbare Zeichen vermittelt wird und die Einigung zu einem sichtbaren Kirchenleibe zu Folge hat. Was daher Christus von seiner Kirche sieht und in ihr liebt, das ist nicht die menschliche Natur als solche, sondern die durch seine übernatürliche Macht in Licht und Leben erneute Menschheit.

Eine große Hochschule ist eine Macht und Großes zu leisten im Stande, aber ist sie nicht noch etwas mehr als Menschenwerk, so gilt sie in den Augen Christi nur wie Eitelkeit. Sie scheint zu leben, ist aber in Wahrheit todt, wosern sie nicht dem wahren Weinstocke eingepflanzt ist und Theil nimmt an dem unsichtbaren, übernatürlichen Leben, welches durch die ewig frischen Reben kreist.

XII.

Die Mission des heiligen Philippus Neri.

Eccl. 23, 16 — 18.

Der Redner schildert die Zeit, in welcher der Heilige lebte, den Platz, welchen er in derselben einnimmt, seinen hohen Beruf, den er zu erfüllen hatte und gibt dann die Weise an, in welcher auch die Mitglieder des Oratoriums — alle eifrigen Katholiken — wirken sollen auf die Zeitgenossen.

Wir lassen hier den Schluß dieser Rede folgen:

„Es ist nicht zu verwundern, daß eine solche Persönlichkeit und ein solches Verfahren, im Bunde mit und in Gehorsam unter so großem Eelenecker und so großer Liebe, ihm einen von Jahr zu Jahr wachsenden Einfluß verschafften, bis er einen Platz in den Herzen des römischen Volkes einnahm, den er nie wieder verloren hat. Es gibt Männer, deren erste Thaten auch ihre größten sind; Andere, die anfangs kaum unterscheidbar von einer ganzen Menge gleich Unterscheidungsloser, mit jedem Tage sich weiter von den Uebrigen entfernen und immer wunderbarere Werke verrichten, je länger sie leben. Philippus war fünfunddreißig Jahre alt geworden, ehe er zum Priester geweiht ward; vierzig, bevor er in seinem Zimmer die geistlichen Uebungen eröffnete; fünfzig, ehe er eine Kirche hatte; sechzig, ehe er seine Schüler zu einer Genossenschaft verband; nahe an siebenzig, als er sich an die Spitze dieser Verbindung stellte. Wie der Name der gebenedeiten Jungfrau sich in majestätischem Wachsthum ent-

faltet und durch die Kirche ausgebreitet hat, indem er „Wurzel schlug in einem geehrten Volke und Ruhe fand in der heiligen Stadt“ (Sir. 24, 15. 16.), so war der Einfluß des heiligen Philippus nach Verlauf von vielen Jahren an dem Orte, wo er so lange als unbekannter, unbeachteter Fremdling gelebt hatte, zu einer von keinem Andern erreichten Höhe gestiegen. Scharfe Augen und gleichgestimmte Herzen hatten schon in dem jungen Philippus Neri etwas von einem „heiligen Höhlenbewohner“ entdeckt; aber es bedurfte eines halben Jahrhunderts, um die Wahrheit vor den Augen einer ganzen Stadt an den Tag zu bringen. Endlich war es nicht mehr möglich, sie zu verkennen. Fremden, welche Rom besuchten, wurde es klar, daß da ein Mann sei, der mächtiger war, als Papst und Kardinäle, wie sehr auch die damaligen Lenker der Kirche als heilige, ehrwürdige, wachsame Männer gerühmt zu werden verdienen. „Unter all dem Wunderbaren, was ich zu Rom gesehen,“ schreibt einer derselben, als Philippus etwas über fünfzig Jahre alt war, „ist mir am erfreulichsten gewesen der Anblick jener Menge von frommen und heilsbegierigen Personen, die das Oratorium besuchten. Inmitten der Denkmäler des Alterthums, der stolzen Paläste und Höfe so vieler erlauchten Herren, glänzte mir der Ruhm jenes vortrefflichen Mannes in alles überstrahlendem Lichte.“ — „Ich gehe,“ sagt zehn Jahre später ein anderer Besucher, „zum Oratorium, wo Tag für Tag sehr schöne Vorträge gehalten werden über das Evangelium, über Tugenden und Laster, über Kirchengeschichte, oder über das Leben der Heiligen. Hochgestellte Männer besuchen dieselben, Bischöfe, Prälaten und andere Würdenträger. Die Vorträge werden gehalten von Geistlichen, die durch ein musterhaftes Leben sich auszeichnen. An ihrer Spitze steht ein gewisser Vater Philippus, ein ehrwürdiger, sechzig Jahre alter Mann, der für ein Orakel gilt nicht bloß in Rom, sondern in den fernsten Theilen von Italien, Frankreich und Spanien, so daß Viele bei ihm sich Rathes erholen kommen; er ist in der That ein zweiter Thomas von Kempen oder Tauler.“

Aber man mußte in Rom leben, um die Bedeutung seines Einflusses ganz zu fassen. Nichts war ihm zu hoch, nichts zu niedrig. Er lehrte arme Bettlerinnen des innern Gebetes pflegen, führte Knaben zum Spielen hinaus, nahm Waisen in seinen Schutz, machte den Novizenmeister bei den Söhnen des heiligen Dominikus. Als Lehrer und Seelenführer diente er Handwerkern, Baumeistern, Bankgehilfen, Kaufleuten, Goldarbeitern, Künstlern, Gelehrten. Rath suchten bei ihm Mönche, Domherren, Advokaten, Aerzte, Hofleute; Damen aus den höchsten Ständen und Verbrecher auf dem Wege zum Hochgerichte nahmen nach der Reihe seine Sorge und sein Gebet in Anspruch. Kardinäle warteten vor seiner Thüre und Päpste baten ihn um seine wunderbare Hilfe in der Krankheit und um seinen Beistand im Tode. Es war sein Beruf, Menschen zu retten, nicht aus der Welt, sondern in der Welt. Um den Hochmuth der Großen und die Eitelkeit der Schönen zu brechen, stellte er für seine Beichtkinder öffentliche Bußübungen an; um die Jugend den Theatern zu entziehen, eröffnete er sein Oratorium für heilige Musik; um die Unbesonnenen aus den Gefahren des Faschingstrudels zu retten, veranstaltete er seine Pilgersfahrt zu den sieben Basiliken. Denen, die gern lasen, gab er statt der Ritterromane und schlüpferigen Erzählungen der Tagesliteratur die wahrhaft romantischen Schöpfungen himmlischer Dichtkunst in dem Leben der Heiligen in die Hand. Einem seiner Schüler gab er den Auftrag, die Kirchengeschichte zu schreiben zur Widerlegung der Häretiker seiner Zeit, einem Andern, die Merkmale der wahren Kirche zu erklären, einem Dritten, die Martyrerkraften und die christlichen Alterthümer zu durchforschen; denn während er für die Unterredungen und Andachten des Oratoriums die Einfachheit der älteren Mönche zur Vorschrift machte, wünschte er, daß seine Söhne, jeder für sich im Stillen, ihre persönlichen Fähigkeiten vollständig entwickeln möchten. Er selbst jedoch blieb nach Allem und in Allem ihr wahres Vorbild, der demüthige Priester, der jede Art von Auszeichnung oder Amt und Gewalt mit Schrecken von sich wies

und den größten Theil des Tages und der Nacht in seiner Zelle oder auf dem Dache betend zubachte.

Und als er starb, da kam, sagt sein Biograph, während der zwei Tage, die sein Leichnam in der Kirche ausgestellt blieb, ein endloser Strom von Menschen, ihn zu sehen; sie küßten seine Bahre, berührten ihn mit ihren Rosenkränzen oder Ringen, nahmen von seinem Haar, oder begnügten sich mit einer der Blumen, die man über ihn hingestreut hatte; und unter der Menge sah man Personen von jedem Range und jedem Stande und hörte sie wehklagen und hörte sie preisen ihn, der so klein und der so groß war, — ihn, der reich begabt und der ein Zögling von so manchem Heiligen gewesen, — ihn, der den klaren Blick des heiligen Dominikus, das poetische Gemüth des heiligen Benediktus, den Weltverstand des heiligen Ignatius in sich vereinigt hatte, und der durch das, was eigenthümlich ihm gehörte, durch seine anspruchlose, heitere Milde und seinen herzgewinnenden Zartfinn Allen lieb war.“

Dioba und die frommen angelsächsischen Frauen von Karl Zell.
Freiburg bei Herder 1860.

Der Verfasser widmet das liebe Buch der Frau Sophie Schlosser auf Stift Neuburg, mit den Worten: „Gerade Sie scheinen mir vorzugsweise im Stande und dazu berufen, solche Charaktere von Frauen und Jungfrauen, wie die hier geschilderten sind, zu verstehen und richtig zu würdigen; jene edlen deutschen Frauen und Jungfrauen angelsächsischen Stammes, welche mit einer einfachen innigen Frömmigkeit die geistige Bildung ihres Zeitalters vereinigten, und in literarischen Studien mit den Männern wetteiferten, und welche, sei es an die Spitze zahlreicher geistlicher Genossenschaften gestellt, sei es in der Welt lebend, unberührt von der Eitelkeit der Welt und unbeirrt durch die zeitlichen Güter und äußeren Vorzüge, inmitten welcher sie aufwuchsen,

mit aller Innigkeit des weiblichen Gemüthes, zugleich aber auch mit fester Willenskraft und mit klarem Verstande, überall in ihrem Lebenskreise für das Gute leitend und fördernd wirkten.“ — Wahrlich der Verfasser mahnt in diesen Worten alle Frauen und Jungfrauen, die edelsten ihres Geschlechtes einmal würdigen zu lernen und ihr eigenes Wesen an solchen Vorbildern zu erbauen; darum wünschten wir sehnlichst, daß dieses Buch in die Hände vieler Frauen und Jungfrauen käme. Doch eben so heilsam ist die Lesung desselben für Männer und Jünglinge, eben so unterrichtend für den Regular- und Säkularklerus, denn der Verfasser entrollt in diesen Lebensbildern eine wunderbare Gegend voll heiliger und erhabener Gestalten und Pflanzungen, einen für uns, die wir in einer niederreißenden Zeit leben, gar tröstlichen Rückblick auf eine Zeit des Bauens und gesegneten Schaffens, nicht bloß auf religiösem sondern auch sozialem und staatlichem Gebiete. Es treten die geschilderten Frauen so eigenthümlich mild und groß aus dem Dunkel der Vorzeit, und ihre Reden, Arbeiten, Schriften, Kämpfe und Opfer zeigen eine solche Innigkeit und Kraft, daß der Leser, obwohl die Sprache nur einfach fließt, sich doch mächtig ergriffen und zugleich lieblich angemuthet fühlen wird.

Das Werk zerfällt in drei Bücher: 1. die frommen angelsächsischen Frauen (bis Seite 136). Darin schilderte der Verfasser den Antheil des weiblichen Geschlechtes an der Bekehrung der Angelsachsen und den heiligen Eifer der Bekehrten. Man zählt dreißig sächsische Könige und Königinnen, welche im Lauf von 2 Jahrhunderten ihre Kronen niederlegten, um sich ungestört einem frommen und geistlichen Leben zu widmen; ferner 23 Könige und Königs söhne, sechzig Königinnen und Königstöchter, welche in England zwischen dem siebenten und achten Jahrhundert einen Platz unter den Heiligen gefunden. Missionäre gingen aus von England nach Holland, Deutschland, nach den skandinavischen Ländern. So zeigte sich damals schon die Energie und Ausdauer des angelsächsischen Stammes in Wanderungen und Gründungen in der Ferne, welche in den folgenden Jahrhunderten und bis

jetzt das englische Volk in seinen politischen und kommerziellen Unternehmungen auszeichnet. Wir lernen kennen Bertha von Kent, Ricula in Essex, Ethelberg in Northumberland, Elfseda in Mercien, Ganswitha, Ercongota, Ermenhild, dann die thatkräftige Hilda; und noch eine große Zahl solcher Frauen. Merkwürdig ist die Erzählung von den Ueberresten der Frideswida.

„Nachdem Jahrhunderte lang das Andenken und die Reliquien der frommen Frideswida in der kirchlichen Liturgie, in der Verehrung und Dankbarkeit des gläubigen Volkes bewahrt worden waren, so wurde dieses Alles in den Bewegungen und Wirren des sechszehnten Jahrhunderts ganz anders. Das Schicksal, welches die irdischen Reste der Heiligen in der nach ihr früher benannten Kirche erlitt, gibt ein charakteristisches Bild jener Zeit: wir halten deswegen die Erwähnung desselben hier nicht für ungeeignet.

Unter der Regierung Eduards VI. wurde zu Orford ein Italiener, Peter Vermigli (auch Petrus Martyr genannt), als Professor der Theologie angestellt, und mit der Pfründe eines Kanonikates an der Christ-Kirche (Kirche der hl. Frideswida) versehen. Derselbe war ursprünglich ein Augustinermönch, hatte das Kloster verlassen, war protestantisch geworden, und hatte sich mit einer ehmaligen Nonne, Katharina Dampmartin, verheirathet. Letztere starb und wurde in der Christ-Kirche begraben. Zur Zeit der katholischen Reaktion unter der Nachfolgerin Eduards VI., der Königin Maria, vier Jahre nach dem Tod der genannten Frau, kam es zu Orford zur Untersuchung, ob ihr das Begräbniß an geweihter Stätte gelassen werden dürfe. Das Resultat war: sie habe durch die Thatsache des Bruches ihres Klostergelübdes und der eingegangenen Ehe sich nach den Kirchengesetzen die Exkommunikation zugezogen, und dürfe daher nach eben diesen Kirchengesetzen nicht an einer geweihten, nur für die kirchliche Gemeinde bestimmten Stätte beerdigt werden; der Leichnam sei daher aus der Kirche zu entfernen. Der damalige Dekan der Christ-Kirche vollzog diese gesetzliche Weisung, und zwar auf die

härteste Weise. Er ließ den Leichnam aus der Kirche nehmen und an einem unreinen Orte in der Nähe eines Stalles verscharren. Inzwischen traten nach ein paar Jahren unter Königin Elisabeth andere Zeiten ein, und statt der Protestanten waren jetzt die Katholiken die Verfolgten. In dieser Zeit dachte man auch in Oxford daran, den Leichnam der Frau des Oxforder Professors und Kanonikus von dem Orte der Schmach, wo er moderte, wieder an die erste Ruhestätte zu bringen. Das Einfachste wäre gewesen, dazu dieselbe Stelle in der Kirche wieder zu nehmen. Dieß geschah jedoch nicht. Der mit diesem Geschäfte betraute Kommissär, Galshill mit Namen, dessen Bericht man noch übrig hat, wollte bei dieser Gelegenheit einen doppelten Zweck erreichen: den früher verunehrten Leichnam, so viel davon noch übrig war, zu Ehren zu bringen, zugleich aber auch die irdischen Reste Trideswida's der Verehrung, oder, wie er es meinte, dem Aberglauben des Volkes für immer zu entziehen.

Hören wir ihn selbst berichten, was er dazu für ein Mittel ersann: „Während ich mit den Vorbereitungen eines ehrenvollen Begräbnisses beschäftigt war, traf es sich, daß ich in einem abgelegenen Orte in der Kirche zwei seidene kleine Säcke fand, sorgfältig bedeckt und eingewickelt. Diese pflegte man ehemals an gewissen Festen öffentlich zu zeigen und auszustellen zur Verehrung von Seiten der unwissenden Menge. Nach der von Alters her bestehenden Meinung sind darin die Reste der Jungfrau Trideswida enthalten, welchen dumme alte Leute und Solche, welche durch das papistische Wesen verückt sind, eine besondere Kraft und Heiligkeit beilegen, so zwar, daß sie schreien, die Kirche falle zusammen, wenn man diese Gebeine hinweg nähme. Ich hielt es nun nicht für die Sache eines rechten Mannes, die hassenswerthe Lieblosigkeit und Grausamkeit der Papisten nachzuahmen, und wollte mir nicht zu Schulden kommen lassen, diese Gebeine zu beschimpfen. Ich erdachte daher einen Ausweg, wie ich diese Gebeine mit Humanität behandeln, zugleich aber den abgeschmackten Aberglauben entfernen könnte. Es wurden nämlich

von mir jene Gebeine mit den Resten der Frau des Petrus Martyr zusammengeworfen und vermengt, und in dem obern Theile der Kirche gegen Osten in einem und demselben Monument beigesetzt, unter feierlicher Anwohnung einer großen Menge von Menschen, und nachdem ich in einer Rede an das Volk den Grund dieses meines Verfahrens auseinandergelegt hatte.“

Das Monument, welches die vermengten Gebeine der beiden durch Zeit, Lebensschicksal und Gesinnung so getrennten Frauen umschloß, erhielt die sonderbare Aufschrift: *Hic requiescit religio cum superstitione* (Hier ruht die Religion mit dem Aberglauben). Diese Inschrift hat sich jedoch nicht erhalten; wahrscheinlich entfernte man sie, weil sie allerdings nicht glücklich ausgefallen war. Nach der in Orford bestehenden Meinung ruhen die durch eigenthümliche Umstände zusammengebrachten Gebeine unter dem oben erwähnten Monumente in der Christ-Church.“

Das zweite Buch schildert die Frauenklöster überhaupt und die angelsächsischen Frauenklöster insbesondere (bis Seite 250). Da tauchen vor uns zuerst auf die frommen Töchter des Orientes, die herrlichen Frauen Roms, darauf weist uns der Verfasser in die Klosterregeln des hl. Augustinus und Cäsarius, Aurelian, Donatus und Benediktus ein. Dann erstehen vor unsern Augen merkwürdige Frauenklöster, das Kloster zu Säckingen am Rhein, gegründet vom hl. Fridolin, dann die Doppelklöster in Irland und Gallien und andern Ländern, welche Doppelklöster eine ganz eigenthümliche aber einst nicht gar so seltene Erscheinung sind; Doppelklöster waren in Oberösterreich in Suben, Ranshofen und Reichersberg bis in das 15. Jahrhundert. Ein Doppelkloster besteht z. B. noch in Delenberg im Elsaß, ein Trappistenkloster, dessen Abt auch das in der Nähe befindliche Trappistinnenkloster leitet. Hören wir den Verfasser über die Stellung der Abtissin eines Doppelklosters:

„Jedes jener alten Frauenklöster der frühern Zeit wurde durch eine von den Klosterfrauen gewählte Abtissin selbstständig regiert und verwaltet. Die Abtissin hatte über die Aufrechterhaltung

und Vollziehung der klösterlichen Konstitution zu wachen; sie ernannt zu den übrigen Aemtern, welche durch Klosterfrauen zu versehen sind; sie hat die Gewalt, zu strafen. Nach der dem hl. Columban zugeschriebenen Regel für Frauenklöster nimmt sie sogar den Klosterfrauen eine Art Beichte ab, und es kommen Beispiele vor, daß angelsächsische Abtissinnen bei kirchlichen Synoden gegenwärtig waren und die Akten derselben mit den Bischöfen unterschrieben. Was aber als noch auffallender erscheint, ist der Umstand, daß bei den mit Männerklöstern verbundenen Frauenklöstern die Abtissin des Frauenklosters nicht selten das Oberhaupt des gesammten Gemeinwesens war, und daß der Prior des Männerklosters unter diesem weiblichen Oberhaupte stand, eine Einrichtung, welche da, wo sie in spätern Jahrhunderten noch fortbauerte, Anstoß und vielfache Kontroversen erregte, wie in der Abtei Fontevraud, bei welcher dieses Frauenregiment sich sogar über eine größere Anzahl von Filialklöstern, die von dieser Abtei ausgegangen waren, erstreckte. Bei näherer Betrachtung der Sache wird man sie jedoch weniger auffallend finden.

Nach apostolischer Vorschrift und nach dem Kirchenrechte kann zwar eine Frau weder die geistliche Schlüsselgewalt, noch die geistliche Jurisdiktionsgewalt haben. Allein in den oben angeführten Befugnissen der Abtissinnen, sowohl der einfachen Frauenklöster als der Doppelklöster, ist eine solche auch nicht enthalten. Das Sündenbekenntniß, das die Klosterfrau der Abtissin ablegte, war keine sakramentale Beichte, sondern eine einfache Mittheilung über den Zustand des Gewissens. Die Unterschrift einer Abtissin bei Synodalakten, wenn und wo sie vorkam, war offenbar nur eine Art von Ehrenrecht oder auch eine Art Zeugenschaft, nicht der Beweis einer Theilnahme an der Abstimmung. Alle übrigen Befugnisse gehen nicht über die Grenzen einer häuslichen Gewalt (*potestas dominativa*) hinaus.

Da diese Art von geistlichem Frauenregiment über Männer vorzugsweise in England und in dem fränkischen Reiche nordwärts von der Loire vorkam, so entsteht der Gedanke, daß dabei

auch nationale Eigenthümlichkeiten einen Einfluß ausübten. Wenn dieses Institut durch britische Missionäre nach Irland gebracht worden ist mit der Einführung des Christenthums, so erinnert man sich dabei der von Tacitus gegebenen Nachricht, daß die Britanen „bei der Regierungsgewalt keinen Unterschied hinsichtlich des Geschlechtes machen“, und „daß sie häufig unter der Anführung einer Frau Krieg führen.“ Auch kommt in angeblich uralten Resten von Gesetzen des britischen Königes Dyomvell Moelmund die Bestimmung vor, daß bei Berathungen in den Klansversammlungen die verheiratheten Frauen mitstimmten. Denkt man aber, daß die Vorliebe für die Frauenregierung in den Doppelklöstern, welche vorzugsweise bei den Franken und Angelsachsen so zahlreich waren, mit einem Zuge des germanischen Nationalcharakters in Verbindung standen, so wird man sofort an die hohe Achtung sich erinnern, in welcher die Frauen bei den alten Deutschen standen, und an den großen Einfluß, den manche weissagende Frauen, wie Beleda, Murinia und ähnliche hatten. Bei den Angelsachsen zeigen sich die Spuren jener germanischen Frauenachtung, nach der Bemerkung Lappenberg's, auch in der Stellung und in dem Einflusse der angelsächsischen Königinnen.“ Interessant sind auch die Nachrichten über die Beschäftigungen der Nonnen außer dem Gebet und den häuslichen Arbeiten, nämlich Stickerie, Unterricht der weiblichen Jugend, Lesen von Schriftwerken meistens in lateinischer Sprache, deren Studium eifrig betrieben wurde; besonders rühmlich werden erwähnt die Abtissinnen Hathumod und Rothswida, die Dichterin.

Im dritten Buche beginnt die Lebensbeschreibung der Abtissin Lioba (Liuba, Liebe, gleich dem latein. Charitas, damals ein oft vorkommender Name). Sie war eine nahe Verwandte des heil. Bonifazius, wurde von ihm mit vielen andern Nonnen aus England nach Deutschland berufen, wo sie in Tauber-Bischofsheim ein Kloster leitete, ihre Schülerinnen als Lehrerinnen in andere Klöster aussandte und über weite Strecken des Vaterlandes den gesegnetsten Einfluß übte, unmittelbar auf Klosterleben und Erziehung der

Frauen, mittelbar zur Befestigung des Christenthums in Deutschland, bis sie 779 starb. Die Briefe des hl. Bonifazius an Klosterfrauen und dieser an ihn enthalten Vortreffliches. Das Buch bezieht nicht auf den ersten Einblick, aber je aufmerksamer man es liest, desto spannender wird es; das religiöse Leben jener Zeit bei Hoch und Nieder in und außer den Klostermauern wird uns klar und es wird kaum Jemand das Buch lesen, ohne vieles zu lernen und innerlich erfreut und gestärkt zu werden. Wir setzen zum Schluß das Volkslied auf Lioba hieher, worin ihr Name Lioba mit Charitas verbunden erscheint:

1.

Sanft Lioba, o Jungfrau zart
Aus Engeland von edler Art,
Du wohlgezierter Gart' mit Fleiß,
Mit Rosen roth, mit Lilien weiß:
Bitt' für das liebe Vaterland,
Wend' ab all' Unheil zu der Hand!

Oder:

Bitt' für dein edles Tauberthal
Und alle Christen überall!

2.

Dein Leben aller Tugend voll,
Gleichwie 'nen Spiegel schau' man wohl,
Was du für Wunder hast gethan,
Das Bischofsheim theils zeigt an.
Bitt' für das liebe u. f. w.

3.

O Lioba, o Charitas,
Auf dieser Welt warst ohne Haß:
Du liebest Gott mit treuem Muth
Im Leben als das höchste Gut.
Bitt' für das u. f. w.

4.

Dein'm Nächsten auch zu jeder Frist
 All' Lieb' und alle Treu' bewiesst.
 Der Seelen Heil mit Rath und That
 Thust lieben allzeit früh und spat.
 Bitt' für das u. f. w.

5.

Drumb, Lioba, bist recht genannt,
 Dein' Lieb' ist nah und fern bekannt:
 Aus Engeland der Seelen Lieb'
 Dich zu uns in das Deutschland trieb.
 Bitt' für das u. f. w.

6.

O Lioba, o Charitas,
 Treib' auch von uns all' Neid und Haß;
 Erwirb, daß wir aus Herzensgrund
 Gott lieben und den Nächsten rund!
 Bitt' für das u. f. w.

Ansprüche der Protestanten in Oesterreich.

So betitelt sich eine Broschüre, welche 1859 in Freiburg bei Herder erschienen ist. Sie ist gegen die Agitation gerichtet, die sich in Oesterreich und Deutschland gegen das Konkordat erhoben, und da diese Agitation jetzt in dem Reichsrath ein Ventil gefunden, und die Ansprüche der Protestanten nicht bloß nicht weniger, sondern mehr geworden sind und pflichtschuldige Unterstützung unsrer Presse und Abgeordneten finden, so ist es wohl am Platze, dieser gediegenen kleinen Arbeit zu erwähnen. Sie spricht zuerst vom Konkordate als einem feierlichen Vertrage, warnt die Staatsmänner, sich durch die Agitation zu falschen Schritten verleiten zu lassen, setzt den Inhalt summarisch an, weist Anschuldigungen

des Konkordates in Dingen zurück, die schon vor dem Konkordate waren, oder auch ohne Konkordat ganz gleich behandelt werden müßten, als Klosterreform, Friedhofsfrage u. s. w. Dann geht sie auf die Forderung über, daß die Protestanten gleiche Rechte mit den Katholiken haben sollen.

Sie zeigt, daß in Siebenbürgen die Protestanten ausgeübte Rechte hatten, bevor sie unter österreichische Botmäßigkeit zurückkehrten; diese hat die Regierung zu achten — ähnliches aber nicht gleich sicheres Verhältniß besteht in Ungarn — aber für jenen Bestandtheil Oesterreichs, der zum deutschen Bunde gehört, bestimmt Artikel 16 der deutschen Bundesakte nur Gleichheit der bürgerlichen und politischen Rechte, nicht aber auch der religiösen, von denen darin gar keine Rede ist; dieß wird durch die Kettenburgische Sache vor dem Bundestage evident gemacht. Eben so wenig entscheidet für die deutschösterreichischen Länder der westphälische Friede. — In Dalmatien, Venetien ist ohnehin keine positive Berechtigung der Protestanten nachweisbar.

Was können also die Protestanten verlangen? In Siebenbürgen das, was ihnen die besondern dortigen Gesetze gewähren, in Ungarn etwa dergleichen, in den deutsch-österreichischen Ländern Gleichheit der bürgerlichen und politischen Rechte und die Autonomie in religiösen Dingen, mit gewisser Einschränkung bezüglich der Schule und der Ehe; die Protestanten haben kein Eherecht und haben die Ehe als weltlich Ding erklärt, und der Staat hat ihre Eheangelegenheiten geregelt. Wenn im neuen Ehegesetz die Protestanten im Punkte der gemischten Ehe Beeinträchtigung sehen, so übersehen sie, daß die Ehe nach katholischer Lehre unauflöslich ist, nach protestantischer nicht. Wenn daher der katholische Ehegatte nicht durch besondere Gesetze geschützt würde, wäre ja die größte Rechtsungleichheit vorhanden. Dann kommt die Rede noch auf die Synoden, welche nur jene Protestanten verlangen können, in deren Bekenntnisschriften die Synodaleinrichtung enthalten ist.

Den Inhalt der klaren und bündigen Schrift resumirt der hochgeehrte Herr Verfasser (Dr. Feßler) mit den Worten:

„Es ergibt sich aus dieser kurzen Darstellung, daß die beiden Fragen über das Konkordat und über die Stellung der Protestanten in Oesterreich wohl auseinander zu halten sind; daß die Angriffe auf das Konkordat nicht aus Gerechtigkeitsliebe, sondern theils aus einer der katholischen Kirche feindseligen Gesinnung, theils aus großer Unwissenheit hervorgehen, und daß sie entweder zwecklos, oder perfid, jedenfalls unehrenhaft sind.

Es ergibt sich weiter, daß die so ungestüm verlangte Gleichberechtigung der Protestanten mit den Katholiken in Oesterreich eine rechtlich unbegründete Forderung ist, die man nur Leuten einzureden versuchen kann, auf deren Unkenntniß der österreichischen Verhältnisse man rechnet. Denn wenn eine solche Gleichberechtigung auch allenfalls in Siebenbürgen zugegeben werden könnte, so ist doch schon in Ungarn das Fundament dafür unhaltbar und in den zum deutschen Bunde gehörigen Ländern erstreckt sich die Gleichberechtigung laut der Bundesakte nicht auf die religiösen, sondern nur auf die „bürgerlichen und politischen Rechte“; in den übrigen Ländern der Monarchie endlich fehlt sogar dieses Fundament. Indem aber die von den Protestanten prätendirte Gleichberechtigung auf solche Art geläugnet werden muß, folgt daraus keineswegs, daß sie keine Rechte haben, oder daß ihnen nicht weitere Rechte, als sie bereits haben, mit Rücksicht auf die Umstände gewährt werden können.

Gerechtigkeit ist das Fundament der Staaten.

Die Gerechtigkeit verlangt aber nicht, daß man Allen das Gleiche, sondern daß man Jedem das Seine gebe.

Die Gleichheit Aller ist der Wahlspruch der modernen Revolution.

Jedem das Seine ist der Grundsatz der alten römischen Jurisprudenz, sowie der christlichen Religion; er ist auch der Grundsatz Oesterreichs, wie seine ganze Geschichte zeigt, der ein Staat mit so alten tiefgewurzelten Traditionen, denen es seine Größe verdankt, nicht untreu werden kann. Die da versuchen, es auf andere, ganz neue Bahnen zu drängen, sind nicht seine

Freunde, mögen sie ihm auch noch so schöne Worte schmeichelnd in's Gesicht sagen, und den eiteln Ruhm, auf gefährvollen Wegen voranzugehen, noch so gleißend ihm vormalen. Die Theorien des 18. und 19. Jahrhunderts mögen darauf losstürmen; es kann und wird bei den eigenthümlichen Verhältnissen des vielgestaltigen Reiches, in dem alle Kulturstufen von der höchsten bis zur niedrigsten zu Einem großen Ganzen verbunden sind, kein österreichischer Staatsmann die Hand bieten zu religiösen Experimenten der gefährlichsten Art, die bei der Richtung und Bewegung der Geister heut zu Tag nur zu leicht in politische umschlagen, Konflikte der bedenklichsten Art hervorrufen, und die kaum beruhigten Gemüther wieder im tiefsten Grund aufregen.

Gerecht soll Oesterreich sein und weise, billige Konzessionen machen, wobei es in seinen zum deutschen Bunde gehörigen Ländern die Gesetzgebung aller übrigen deutschen Bundesstaaten sich vor Augen halten wird. Das ist es, was Deutschland mit Recht von Oesterreich erwartet."

Geschichte und Organisation des katholischen Institutes in Cincinnati.

„Um sowohl die katholische Jugend von Cincinnati gegen schlechte Gesellschaft und die täglich mehr zunehmenden Gefahren der Immoralität zu schützen, wie auch um ein entsprechendes Gebäude mit einer großen Halle für die täglich wachsende katholische Bevölkerung der Stadt und Umgebung zu sichern, versammelten sich am 13. Jänner 1859 im Lokale des deutschen katholischen Schul- und Lesevereins sechzehn katholische Bürger, die allseitig die Nothwendigkeit eines solchen Unternehmens erkannten und sich für die Errichtung eines hiezu dienlichen Gebäudes erklärten."

So leitet die vor uns liegende englisch und deutsch geschriebene Broschüre die Geschichte des katholischen Institutes in Cincinnati ein. Ein Comité machte die nöthigen Schritte, der Herr

Erzbischof billigte freudig das Unternehmen, die Aktiengesellschaft bildete sich, ernannte ihre Beamten, kaufte einen Platz (das alles unter Kautelen, die ein grelles Licht auf die Unsicherheit des Rechtszustandes in Amerika werfen) und am Frohnleichnamsfeste 1859 wurde mit pompöser Feier der Grundstein gelegt; der Bau begonnen und im Oktober 1860 vollendet. Die Broschüre beschreibt das Gebäude, das große Versammlungszimmer, Bibliothek, Turnhalle, Schwimmschule, Badezimmer, doppelte Treppen, alles fest und schön; den dritten Stock nimmt die große Halle ein, welche 155' (englisch) lang, 79' breit und 46' hoch ist, und 4 Treppen führen zu derselben.

Der § 1. der Konstitution des katholischen Institutes gibt den Zweck desselben an; nämlich es sollen daselbst die Katholiken der Stadt und Umgebung zur Abhaltung von Vorlesungen, Debatten, Konzerten, Ausstellungen zusammen kommen, die katholischen Vereine ihre Versammlungen halten, durch Errichtung einer Bürger- oder Fortbildungsschule, einer Lesehalle und Bibliothek den Katholiken Gelegenheit zu weiterer Ausbildung geboten werden und katholische Familien sich gesellig unterhalten können.

Aktien bis zum Betrag von 130000 Dollars werden ausgegeben, aber nur an Katholiken, und nur der katholische Besitzer wenigstens einer Aktie (50 Dollar) ist Mitglied. Das Institut umfaßt 5 Sektionen:

1. Die Musiksektion zur theoretisch-praktischen Ausbildung in der Tonkunst, Vokal- und Instrumental-, Kirchen- und Profanmusik, insbesondere aber im gregorianischen Choral- und im Figuralgesang.
2. Die literarische Abtheilung, welche alles, was sich auf Literatur, Kunst und Erziehung bezieht, zu verwalten hat.
3. Die historische Gesellschaft, welche zum Zwecke hat, die Vervollkommnung der Mitglieder in Originalabhandlungen, die Erlangung von richtigen historischen Kenntnissen, besonders bezüglich der Kirchengeschichte, die Sammlung und Aufbewahrung der laufenden Hauptzeitereignisse.

4. Der Debattir-Klub beabsichtigt die intellektuelle Vervollkommen-
nung der Mitglieder durch Lesen von Aufsätzen und Be-
spresung von Fragen allgemeinen und besondern Interesses,
und hat sich nach den Regeln gesetzgebender Körper zu
halten.

5. Die gymnastische Sektion.

Jede der Sektionen hat wieder ihre eigene Organisation,
alle aber stehen unter dem Direktorium des Institutes.

Wie aus der Konstitution erhellt, ist das katholische Institut
ein katholischer Verein mit weitausgreifenden Zwecken, eine Schule
und ein Kasino, ein Museum und eine Turnschule, eine artisti-
sche und wissenschaftliche Akademie, eine Palästra fürs öffentliche
Leben in Amerika. Die Organisation zeigt von einer Lebendigkeit
und praktischen Klugheit, welche die Form zwar nicht als die
Hauptsache, wohl aber als die nothwendige und natürliche Trä-
gerin der geregelten Thätigkeit ansieht und benützt.

Insbesondere interessant ist die Einrichtung eines Debattir-
Klubs, der jedoch nur Abhandlungen vorbringen und nur über
Dinge sprechen darf, welche von dem literarischen Komite des
Institutes genehmigt werden. Es ist erfreulich, daß hauptsächlich
deutsche Namen unter den Gründern und Leitern des Institutes
vorkommen, um so erfreulicher, als sonst das deutsche Element
in der Bevölkerung Nordamerikas dem kirchlichen Nihilismus
huldigt.

Würde dieses Institut in seiner ganzen Eigenthümlichkeit
nach Oesterreich versetzt, so würde alt und jung darüber in gren-
zenloses Erstaunen gerathen, die Bessern erfreut, die Liberalen
verduzt, die Radikalen empört über solche Frechheit. Ich getraue
mir nicht zu sagen, unsre Konservativen würden erfreut sein,
denn wie diese größtentheils sind, würden sie so etwas als un-
gebührlich, überflüssig, höchst gefährlich erkennen und etwa nur
insofern Theil nehmen, daß sie kritisirten. Und doch thäte uns
so ein Debattir-Klub z. B. sehr noth, damit wir lerneten, Sophis-
men von richtigen Schlüssen zu unterscheiden und phrasenreiche

Neden mit gründlicher Gegenrede zu widerlegen, überhaupt aber, unsre Ueberzeugung im lebendigen Wechsel von Rede und Gegenrede fließend und treffend auszusprechen. Wir leiden noch so ziemlich an der Meinung, andre für uns sprechen zu lassen — wir, wir selbst müssen sprechen, nicht bloß als Cicerones pro domo nostra, sondern als die autorisirten Herolde der Wahrheit und des Rechtes nach oben und unten. Auch in dieser Beziehung wäre es gut, wenn wir einmal die Pastorkonferenzen bekämen.

Unsere nächste Zukunft oder Deutschlands und Polens Hoffnung,
nach des hochsel. Herrn Professors J. v. Görres Grundlage und
mit besonderer Bezugnahme auf die Zeichen der Zeit, aus der
Vernunft und Geschichte beleuchtet von Josef Burg. Bonn 1860.

Wir griffen mit großer Neugierde nach diesem Buche; denn wer sollte nicht die heftigste Sehnsucht haben, über unser nächste Zukunft und insbesondere über Deutschlands Hoffnung etwas zu erfahren. Und die Neugierde mußte desto größer werden, je gewinnender des Titels Zusatz ist, „nach des J. v. Görres Grundlage,“ jenes Helden in der Schrift, des tiefgläubigen und mit seltener Sehergabe ausgerüsteten Mannes, welcher das durch die Wirklichkeit bestätigte Wort sprach: der Staat regiert, die Kirche protestirt. Wie verlockend lauten sodann die Worte: „mit besonderer Bezugnahme auf die Zeichen der Zeit;“ wir erwarteten natürlich eine drastische Zusammenstellung, und eine auf derselben ruhende Reihe der sichersten Folgerungen. Gänzlich bestechen mußte uns als denkende Menschen die Angabe der Quellen, aus welchen das Licht, das helle Tageslicht in unsere dunkle nächste und noch dunklere ferne Zukunft sich ergießen sollte, um Berg und Thal und Groß und Klein, Weizen und Unkraut, Irthum und Wahrheit wohl unterscheiden zu können. Und als wir nun lasen, und wiederholt lasen, fragten wir uns, ob wir klarer geworden? und die Antwort war immer: nein. So lasen wir denn noch einmal

und da wurde uns klar, daß dieses Büchlein Niemanden aufzuklären vermag und daß die Beleuchtung aus Vernunft und Geschichte kaum ein Dämmerlicht zu nennen.

Gehen wir ins Einzelne ein. Es ist nicht schön vom Herrn Verfasser, daß er die Titel der Werke nicht mittheilen will, aus denen er seine Weissagungen schöpft; er besorgt nämlich, es möchte Jemand versucht werden, sich unbefugter Weise in seine Arbeit einzumischen und dieselbe etwa künftighin durch Verdrehung der Urgrundlage zu entstellen oder nach launenhafter Willkühr zu deuten. Ich glaube, es wird Niemand zu diesem Versuch sich versucht fühlen, und wir würden diese Arbeit gar nicht erwähnen, wenn es nicht heilsam wäre zu zeigen, was für Arbeiten auch von drauſſen herein schwimmen.

• Das beste im Büchlein ist das Zitat aus Görres, das wir zu Ende anführen. Unter der Aufschrift: Nichts Neues unter der Sonne werden die Vermögen des Menschen: vorherzusehen, vorauszuerkennen erörtert; — wir müssen verzichten, die populärseinsollende Erklärung weiter zu kritisiren — das Beste hierin ist wieder ein Zitat aus Leibniz: Das Gegenwärtige wird durch das Vergangene befruchtet und gebiert das Zukünftige. Sodann kommt der Autor auf die Wahrsagungen: „Vorauserkennungen zukünftiger Dinge, welche durch die Wahrsagergabe gewirkt werden;“ diese selbst ist entweder eine übernatürliche (Prophezie) oder natürliche Fähigkeit. — Folgt eine Besprechung von Wundern und Zeichen, die wieder mehr verwirrt als aufklärt. Dann wird natürlich das Wahrsagevermögen konstatiert, die Bedeutung der Träume auseinander gelegt und dieser „vernunftgemäße“ Theil mit Aufzählung bedeutsamer Träume aus Heiden- und Christenthum geschlossen. Aus diesem vernunftgemäßen Theil hat die zu behandelnde Sache nicht viel Beleuchtung erhalten; er handelt von der Zukunft Deutschlands und Polens gar nicht; nun das ist auch klar, aus der Vernunft allein läßt sich die Zukunft der Länder nicht konstruiren; also hat der geschichtliche Theil des Buches diese Aufgabe.

Eingeleitet wird dieser durch ein Zitat aus Muret, das wir gerne unterschreiben: Fast alle großen und denkwürdigen Veränderungen in den menschlichen Angelegenheiten pflegen einige Zeit zuvor entweder durch ein oder mehrere deutliche Zeichen vermöge einer Schickung Gottes angezeigt und vorherbezeichnet zu werden.

Folgt die Aufzählung von Erscheinungen von Feuer, Kometen und anderen Zeichen u., dann die Beschreibung der Zerstörung Jerusalems mit ihren bekannten entsetzlichen und wunderbarlichen Spezialitäten. „Der Ursprung der Türken“ geht kaum begonnen in die Geschichte des 16. Jahrhunderts über, versetzt mit allerlei Weissagungsfragmenten und Kometen; kommt wieder zur Weissagung gegen die Türken, endlich dahin, daß das Weltende nahe sei, nach dem Ausspruch des Rabbi Hauses (?) Elias, daß das Reich Christi 2000 Jahre bestehen werde. Die Welt vergleicht Herr Burg einem alten Gebäude, das baufällig geworden. Plötzlich kommt etwas Geschichte Polens, dann wieder etwas über den Stern der drei Weisen aus dem Morgenlande. Sehr interessant ist das Kapitel „die Sybillen“ überschrieben, von denen der Verfasser aber eigentlich nichts sagt, denn er ist auf der Stelle auf der Prager Sternwarte neben Vater Plachy, um die sonderbare Konstellation „Mars im Herzen des Löwen“ durch die Kriegsnöth Prags durch die Schweden zu erklären.

Weissagungen aus aller Herren Länder, Luft- und Himmelserscheinungen, die Entdeckung neuer Kometen, Wolkenbrüche leiten zur Feststellung des Geburtsjahres des Antichrist, und zwar 1855 oder nach Holzhauser 1857. So wahr der Antichrist einmal kommen wird, so fest glauben wir, daß der Verfasser es kaum wird rechtfertigen können, wenn er sagt, in den 80er Jahren könnte derselbe in Person seine Unwesen treiben. Wir meinen: Das Geheimniß der Bosheit wirkte schon lange, wirkt jetzt insbesondere, ohne daß die Ankunft der Person des Sohnes der Bosheit schon geschehen oder nahe wäre. Diese nur auf Vermuthungen ins Volk geschleuderten Weissagungen über die Gegenwart des Anti-

christ können nicht gebilligt werden. Bis jetzt wirkt das Antichristenthum und noch nicht der Antichrist.

Jetzt steigt der Verfasser wieder in die Geschichte rückwärts, um die Geschehnisse des Hauses Brandenburg nach den Weissagungen des Bruders Hermann von Lehnin zu zeigen, die bis auf die letzten 8 Verse schon alle in Erfüllung gingen.

Diese 8 Verse sind:

93. Tandem sceptrum gerit qui ultimus stemmatis erit.
94. Israel (andre lesen is rex) infandum scelus audet, mortepiandum,
95. Et pastor gregem recipit, Germania regem.
96. Marchia cunctorum penitus oblita malorum.
97. Ipsa suos audet fovere, nec advena gaudet.
98. Priscaque Lehnini surgunt et tecta Chorini.
99. Et veteri more clerus splendescit honore.
100. Nec lupus nobili plus insidiatur ovili.

Daran knüpft sich die Weissagung, daß Oesterreich sich erheben und der Reichsadler wie ein Phönix aus seiner Asche emporsteigen werde.

Das ist denn unsere nächste und fernere Zukunft, das die Hoffnung Deutschlands.

Das Büchlein enthält noch Notizen über Abt Johannes Trithemius und Dechant Bartholomäus Holzhauser und des letztern Weissagungen von den 3 Perioden, in deren letzter der starke Held und Monarch die hohe Babylon, der Juden Reich und der Türken Herrschaft stürzen und mit dem Papst weise und friedlich regieren wird.

Zum Schluß kommt Polens Hoffnung, ausgesprochen durch den einem Dominikaner erschienenen Martyr Andreas Bobola, der ihm unzählige Heere von Russen, Türken, Franzosen, Engländern, Oesterreichern, Preußen und anderen, zeigte, die in grimmiger Schlacht aufeinander stießen, und sprach: Nach Beendigung dieses Krieges wird das Königreich Polen hergestellt werden.

Wenn wir in diesen Zeilen manchmal herbe wurden, so war es deshalb, weil wir sehnlichst wünschen, daß solche Bücher nicht verbreitet werden, nicht als ob alle die Thatfachen und Vorhersagungen verdächtig wären, sondern weil die Behandlung derselben so ist, daß der Wahrheit und der Wissenschaft kein Dienst damit erwiesen wird, wohl aber ungenaue Geschichtskennntniß, willkührliche Deutungen und grundlose Deutungen und Aengstigungen herbeigeführt werden. Hören wir nun Görres, und seine Worte werden zeigen, daß sie allerdings eine gute Grundlage wären, daß aber darauf leider nichts Solides, Organisches erbaut, sondern nur lose Massen zusammen geworfen wurden.

„Wenn große Verhängnisse in eine Zeit eintreten, und das Ungewöhnliche unter den Weltbegebenheiten sich ereignet, dann pflegen die lebenden Geschlechter gern in die Vergangenheit zurückzublicken, ob nicht in einem der Geister, die ehemals gewesen sind, eine Vorahnung von dem aufgestiegen, was jetzt zum Erstaunen aller in Erfüllung gegangen ist. Man wundert sich nicht mehr, wenn Erdbeben und andere Natur-Erscheinungen im Vorgefühle der Thiere sich ankündigen; die Aufgeklärten sollten darum sich nicht allzusehr an dem Volksglauben ärgern, der auch jetzt, wo die moralische Welt sich in sich selber umgewendet, an allen Orten nach solchen alten, halb verklungenen Wahrsagungen späht; ob in ihnen nicht zum Voraus gesagt sei, was sich jetzt als wahr erprobt. In der That, wie der Instinkt der Thiere nach abwärts in die Tiefen der Erde gerichtet ist, und darum dort Kommendes (d. h. Zukünftiges) gewahret, so gehen die höheren Kräfte des Menschen gegen das Lebendige und Geistige; und es kann sogar dem groben Psychologen begreiflich werden, daß in irgend einem ausgezeichneten Menschen etwa eine dieser Kräfte sich in einem solchen Grade schärfe, daß er in den Zeichen der Gegenwart die Zukunft wie in einem Spiegel sehe; und wie beim Hellsehenden im magnetischen Schlaf der Raum, so die zwischenliegende Zeit verschwunden ist. Schon im gewöhnlichen Leben fahren häufig Ahnungen dessen, was kommen soll, uns wie

Blitze durch die Seele, wir merken selten darauf, oder knüpfen sie zusammen; noch weniger versuchen wir, in der vielfältigen Zerstreuung, in der unser Leben hingeht, jenes ahnende Vermögen in uns zu schärfen, und zu einem Werkzeuge zu machen, das wir wie jede andere Seelenkraft brauchen und behandeln können. Wohl denkbar aber ist's, daß ein Mensch, dem die Natur ein besonderes reiches Maß dieser divinatorischen Genialität zugetheilt, in einem stillen, in sich selbst zurückgezogenen, durch Leidenschaften und die Eitelkeiten der Welt ungetrübten Gemüthe diese Talente pflegt, und nun, während er sich aus der Gegenwart zurückgezogen, in einer fernern Zukunft wie zu Hause lebt. Alle wissenschaftliche Erfindung ist ohnehin schon ein Voraussehen dessen, was noch nicht ist, und erst werden soll.

Aphorismen. Münster, Aschendorff'sche Buchhandlung 1861.

Die Ernte des Landmannes war eine gesegnete — der Lohn mühevoller Arbeit ist eingesammelt; die eine und andere Fruchtgattung zeigt sich so gut gediehen, daß der Eigenthümer ohne weitere Bedenken mit einigen Mustern seiner Erzeugnisse die öffentliche Ausstellung (nachdem diese Art einen Ehrenpreis heimzutragen allenthalben eingeführt) zu beschicken sich entschloß. — Daß auf diese Weise auch Geistesprodukte sich den Weg in die Deffentlichkeit bahnen, bezeugen die weltbekannten Leipziger Messen und andere Büchermärkte.

Indem wir die erstgenannten Naturgaben der Prüfung erfahrener Dekonomen überlassen, lenken wir unsere Aufmerksamkeit auf ein Erzeugniß letzterer Art. Wir nehmen zwei Broschüren zur Hand, deren nette Hülle die kurze Aufschrift trägt: „Aphorismen.“ Ei, Kinderchen, wer ist euer Vater? war unsere erste Frage. Keine Antwort. Jeder anonymen Erscheinung abhold, waren wir im Begriff auch diesmal auf deren nähere Bekanntschaft Verzicht zu leisten; doch ein Blick aus diesem und jenem

Augenpaare, aus welchen uns entzückende „Gedankenfüßchen“ entgegen bligten, und — wir wurden für dieselben gewonnen.

Der Aphorismen-Spender hält auf dem Felde der Geschichte, der Literatur und Sprache, der Politik, des Glaubens und der Erkenntniß eine Aehrenlese. — Wenn wir die gegenwärtige Richtung und Strömung der Geister beobachten, dünkt es uns, als wollte der Verfasser allen Matadoren der neuen subversiven Weltgestaltung zurufen: „stulti aliquando sapite!“ In der That, wohin muß endlich führen das anmaßende Gebahren, das gänzliche Aufgeben von Prinzipien, auf welchen die geschichtliche Wahrheit beruht, — das perfide Aechten jeder Auktorität, — das Wohlgefallen an den Treibern, bei so großer Auswahl gediegener Erscheinungen auf dem Gebiete der Literatur, — wohin muß endlich führen der politische Pantheismus — das ausschließlich materielle Auffassen jeder Idee von nationeller Prosperität — vom Leben überhaupt? nachdem bereits alles eben Gesagte nur Verwirrung der Geister, nur Abfall vom Glauben, nur Lockerung der Moral, Zwiespalt und Empörung hervorgebracht — und die Pandorabüchse noch bei weitem nicht bis auf den Grund geleert ist?

Beim Ueberblicke der „Aphorismen“ führten uns die hervorragendsten derselben den alten Janus in Erinnerung zurück. Da glaubt nun unser Geschlecht, mit einer Affenliebe in das jugendliche Antlitz vernarrt, als hätte es ein non plus ultra lieblicher und reizender Formen vor Augen; als müßte nothwendig das entgegengesetzte, der Vergangenheit zugewandte, alles ehrwürdigen bar, nur häßliche Runzeln und widerliche Züge zur Schau tragen.

Der Verfasser unserer Aphorismen „ist gleich dem Hausvater, der aus seinem Schatze Altes und Neues hervorbringt;“ und da zeigt es sich, daß man z. B. auch im verlästerten Mittelalter — vom Verfasser mit Recht „das Zeitalter des lebendigen Glaubens“ genannt, nächst diesem — und dem rohen Kriegshandwerke — auch bezüglich der Künste und Wissenschaften die

Hände keineswegs im Schooße ruhen und den Geist verkümmern ließ. (S. 24—28, I. Heft.) — Wir begegnen ferner einer Genesis en miniature, wie sich im Laufe der Zeit Regierungsformen gebildet hatten, auf haltbarere Prinzipien gestützt, als das Piefestal zu werden verspricht, auf welches das moderne goldene Kalb des Repräsentativ-Systems gestellt werden soll. — Auch können wir nicht unerwähnt lassen den philologischen Beitrag, in welchem uns der Verfasser interessante Reminiscenzen aus diesem, wie es scheint, Lieblingsstudium früherer Zeit bietet. — Literatur ist leider spärlich und nur wie per tangentem vertreten. Aller Beachtung aber werth ist der positiv-rationelle Standpunkt, von welchem aus einzelne Gedankenfunken aus der Rubrik: „Glaube und Erkenntniß“ in das Dunkel des modernen Unglaubens und der Frivolität sich den Weg bahnen. *)

Schließlich bemerken wir, daß, wenngleich Aphorismen „nicht in einem Athem reden können“, der Verfasser nun doch wieder dürfte zu Athem gekommen sein — er somit unverdrossen ans Werk gehen wolle, um ein drittes Mosaiksträußchen ähnlicher Art (warum nicht mit offenem Visir?) dem Publikum bieten zu können.

*) Schade, daß im I. Hefte sich eine Lücke von 12 Blättern, d. i. von S. 73—97 vorfindet. (Anmerkung des Einsenders.)